

Alle Mann achter raus! Gemeinhin hat die Mannschaft nicht viel Gutes zu erwarten, wenn dieser Befehl sie nach beendigtem Exerzieren auf's Hinterdeck ruft. Es pflegt dann einen "Anhauser" zu geben, Worte wie "Hauflengeret", "Beine machen", "Straf-Exerzieren" fallen habelicht, darum kommen die Aender auch schon demüthig angedrückt, um nachher wie begoffene Pudel abzuziehen. Was kann aber der "Alte" heute wollen? Das Bramfengemander ist doch gut gegangen, wir auf keinem der übrigen liegenden Kriegsschiffe, auch ist sich Keiner eines "groben Unfalls" oder dergleichen bewußt. Sollte es etwa wirklich wahr sein, daß es endlich heimwärts geht? Zeit dazu wäre ja und die Befehlsordnung, die schon in aller Frühe etwas von der Heimatshorde gemunkelt, kann ausnahmsweise einmal nicht gelogen haben. Nach dem Frühstück soll in der Segelmacherstube ein wackelnder weißer Wimpel gehißt worden sein. Wenn das stimmt —

Stillegefahren! Da stehen sie im Halbkreis um das Gangpfeil herum und mit der Front nach der Kommandobrücke, Offiziere und Mannschaften. Der Kommandant wartet noch, bis die Signalgäste im Grokrop ein jedes Bündel aufgeschickt haben, einen zusammengeworrenen Wimpel; dann sagt er: "Ich habe der Mannschaft die freundliche Mitteilung zu machen, daß unsere Heimatshorde eingetroffen ist. Heute Abend geht die letzte Post an Land, morgen früh geht's in See". Und den Signalgästen zugewendet, ruft er: "Weißt ihr den Wimpel, Hurrah!"

"Hurrah!" fällt die Mannschaft hundertstimmig ein, die Mützen schwenkend und die freudestrahlenden Blicke aufwärts gerichtet, wo von der Spitze des Großmastes ein weißschimmerndes Band in weitem Bogen bis zur Wasserfläche herabwallt. Seine Länge beträgt ein Meter auf den Kopf der Befahung und Allen verheißt eine glückliche Heimkehr.

Die Menge schiebt auseinander und starrt wie das wilde Heer nach vorn. Es kommt auf ein paar Rippenhöfe mehr oder weniger gar nicht an dabei; was liegt daran, daß der oder jener Matrose im Freudentaumel einen Vorbeigehenden auf den Buckel springt? Gebatter Barbeiß schreit zwar: "Sie sind wohl des Teufels!" Er lacht aber gleich wieder und denkt gar nicht an das ihm sonst geläufige "Strafstoßport!" Vor dem Kasareth im Zwischendeck tanzt Einer Handango auf einem Bein. Dem armen Kerl werden jüngst beim Geschützexerzieren zwei Fußgelenke abgequetscht, geschrieben hat er, daß es im ganzen Schiff zu hören war; jetzt tanzt er und singt dazu, denn es geht ja heimwärts, zu Müttern, zum Schap!

Ein Signal der Bootsmannschiffe läßt den Kärm verkrummen, und durch die Läden schallt's herab: "Es darf geraucht und geklungen werden!" Auch das Glück noch! Es ist rein um aus der Haut zu fahren! Nun fehlen nur noch Zinte und Papier. — Hien! Der Suppenknecht soll mit seinen harten chinesischen Bohnen Mischen. Heimgeschrieben wird! Und dann geht's an Deck, Geschenke einzulassen. Die täglich in der Mittagsstunde an Bord kommenden fliegenden Händler müssen von der bevorstehenden Abreise Wind bekommen haben, denn solche Schätze wie heute haben sie noch niemals feilgeboten: Muscheln, Fächer, geschmückte Holzwaaren, Schmuckstücke, seidene Hüter — Herz, was begehrst du mehr? Alles so unpraktisch und unecht wie möglich, aber John Chinaman kennt sich aus, gelaugt wird's doch. Wenn nur das Geld langte! Einer verflucht es, den Zahlmeister um Vorstoß anzugehen. Grinsefand kommt er wieder; zwei Dollars hat er bekommen und ist hinausgeschmissen worden. Dieser Erfolg reizt zur Nachahmung, und schließlich wird beim Vorhinausgehen nur noch gesucht, das strengt den Zahlmeister auf die Dauer nicht so an.

Das Geld wandert in die Taschen der bezopften Händler, die erhandelten Rohbartheiten werden in die Kleiderläden und die "Menschenlasten" verpackt, und allgemach greift eine mehr beschauliche Stimmung Platz. Es ist eine gar schöne Sache, so an der Verfassung zu leben, über Bord zu spucken und mit gelinder Schandenfreude nach den anderen Schiffen hinüber zu sehen, die kein Heimatshorwimpel ziert. Auch das Abhängen der alten Seemanns- und Reiserbüchlein-Vieder ist heute mehr denn je am Plage, mögen sie auch recht traurig sein, wie das, dessen Schlüsselstrophe lautet:

Ruhe sanft auf weissem Grunde, Von den Fluthen eingewiegt, Deiner Mutter bring' ich Kunde, Wo ihr Kind begraben liegt.

Raum ist der letzte Ton verhallt, da geht wieder lustig her, es werden Zukunftspläne geschmiedet, was man Alles treiben und genießen will, wenn man erst zu Hause ist. Bildlinge mit Spiegelglas, dazu Komu ein Beer (Kümmel und Bier) — Donnerwetter, so etwas kennt man gar nicht hier an der böhschen chinesischen Küste. Und die Wädel — "Kennst Du Meta Tongelobd?" fragt Dirl Fodes, ein flackelnder Offizier, seinen Redenmann.

Der Sonntagsgast.

„Was soll id die Meta nicht kennen, die feinsten Deern in Ostfriesland?" Da Dirl Fodes schweigt und nur listig mit den Augen zinkt, fragt der Andere: „Ist dat Din Deern?"

„Dat jüst nich, awer id kann se hebben, bin min Oller Schreem." „Großmaul!" denkt der also Belehre, an der nächsten Gesäßplafette seinen Rastkummel ausklopfend. An der Bordwand aber lehnt Einer, dem geben die Worte des Renommisten tiefer. Jan de Vries ist's, der an seinem rothbraunen Schnurrbart lausend aus dem Hintergrunde lauende Blicke nach seinem ehemals besten Freunde hinüberwirft. Jetzt beginnt er zu begreifen, weshalb seine Mutter mit ihrem letzten Brief keinen Gruß von der Meta geschickt und nur erwähnt hatte, die hübsche Nachbarstochter verlehre jetzt viel beim alten Fodes, ihrem Onkel und Vormund.

Was hatte die Mutter sonst immer Alles von der Meta zu erzählen gewußt! Daß sie herübergekommen sei, ein bißchen in Haushalt zu helfen, in Wahrheit hätte sie aber nur forschen wollen, ob kein Brief vom Jan gekommen sei. Ein wahrer Staat von einem Mädchen, und dabei reich, feinsinnig; man muntele, ihr Vater, der alte Geizhals, habe zweitausend Thaler hinterlassen, eber mehr als weniger. Und trotzdem so schlicht und so brav und — „Jan, min löt, min enjige Jung", id glöw, sie het Dich leid!"

Sie hatte sich getäuscht, die Mutter, und der alte Fodes konnte ja auch nichts Besseres thun, als das Mädchen an sein Haus zu gewöhnen. Die draße es gewohnt hat, den unzufälligen Dirl dabei zu halten, wenn er erst von der Marine freikommt. Hoch! wie er da drüben wieder schwadronirt! Gut, daß jetzt der Bootsmanmaat der Waage ein Ende macht mit seinem Stille gebietenden: „Weisen und Lunten aus; Ruhe im Schiff!"

Am frühen Morgen geht's Anker auf und hinaus. Jedes der zurückbleibenden Kriegsschiffe erhält ohne Unterschied der Flagge ein dreimaliges Hurrah als Abschiedsgruß, der umgebend erwidert wird, wenn auch nicht ganz neiblos. Jst auch ein besonders schändes Schiff, das da heimwärts segelt, blicksicht in und auswendig. Das Holzwerk an Deck und die Kupferbeschläge glänzen nur so, selbst die eisernen Stützen wurden blankpolirt, als man für die Strafarbeit nichts Anderes mehr zu thun fand. Der Kommandant braucht, weiß Gott, keine Befestigung zu scheuen, und sollte sie der Kaiser selbst vornehmen.

Die Steuerbordwache ist beschäftigt, Anker, Geschütze und Boote festsetz zu kurren, die Loggäste sehen in der Zettelage nach dem Rechten und gucken dazwischen nach Gegenlegern aus. Diskuten wird man jetzt bald keine mehr in Sicht bekommen, ebensowenig Holzthürme mit Schnabelstuhldächern, wie die an der einschwindenden Küste da drüben. Das Land scheint schon ganz mit dem Horizont zu verschwinden, die Luft ist trübe und schwül. „Hätten wir 'ne ordentliche Mäße voll Wind!" ruft Dirl Fodes im Stars seinen Landsmann des Vries zu; der zündet aber nur die Pfeifen und wendet dem flackelnden Räden zu.

Im Laufe des Nachmittags wird die Luft immer unsichtiger, der Kommandant schiebt wiederholt den Steuermanmaat unter Deck, nach dem Barometer zu sehen. Dann berathen sich die Offiziere im Kartenhäuschen. Als sie wieder an Deck kommen, sagt der jüngste Lieutenant: „Werden schließlich 'nen pyramidalen Puffer bekommen, Donnerwetter, was?" Er will noch mehr sagen, doch ein verwehender Wind des Kommandanten verschließt ihm den Mund.

Während der Abendmahlzeit erfolgt das Commando: „Loggäste, Altpabliester klaren!" Die Gerufenen entern auf, und als Dirl Fodes wieder an Deck kommt, zeigt er nach dem westlichen Horizont auf eine scharf begrenzte Wolkenwand, um deren Rand es härter und schwächer aufleuchtet. „Dort kommt etwas her." „Was denn?" „Ein Wetter natürlich; meinß woll, 'n gebroterter Kanarienvogel?" entgegen Dirl dem Frager und höhnt: „Wind! Dir man die Haare seß, daß sie nicht wegwehen." „So schlamm wird's nicht werden", sagt ein Dritter; „wenn's nicht etwa ein Tajium ist."

Nachdem das Wort Tajium gefallen, stockt die laute Unterhaltung, die Leute reden nur noch in gedämpfterm Tone, indem sie das Näherkommen des Wetters beobachten. Ueber einen herzhafte Sturm ulti der Matrose, sei's nun ein Küststurm, ein Kanonen- oder ein Altpabliestersturm, an die unheimliche Uebermacht eines Tajiums aber getraut sich

der Spötter nicht heran. Und jetzt zur Zeit des Konsumwechsels sind die gefährlichen Wirbelstürme in den chinesischen Gewässern nicht selten.

Dem Commandanten ist's längst nicht mehr zweifelhaft, was ihm bevorsteht; die hochgradige elektrische Spannung der Atmosphäre und das rasche Fallen des Barometers sagen es ihm. Doch der wissenschaftlich gebildete Seemann sieht dem Tajium nicht mehr machtlos gegenüber, seit der englische Oberst Reid und der deutsche Physiker Dode das Gesetz der Stürme erforschten; er weiß wenigstens, daß im Norden des Äquators die Wirbelbildung des Tajiums stets von rechts nach links erfolgt und welchen Kurs er also zu nehmen hat, um dem Centrum des Orkans auszuweichen. Hätte das Schiff auch nur immer genug freien Spielraum! Im vorliegenden Falle trifft dies nicht zu, im Süden und Westen ist Land und gerade dorthin mußte man abhalten.

Nachdem alle Vorkehrungen getroffen sind, wird die Freiwache unter Deck geschickt, noch eine kleine Weile auszurufen. An der Luke trifft Jan de Vries mit Dirl Fodes zusammen, der sich wohl ein paar Schnäpse zu verhaschen gewußt hat, denn er pakt den Landsmann bei den Schultern und ruft: „Man nich bang, min Jung! Wenn wir heimkehren, sollst Du mein Brautfräuer sein. Die Meta, weißt Du?"

weiter kommt er nicht, denn Jan schleudert ihn gegen die Lutenklante, daß es nur so knack. Grimziger Haß sprüht aus dem Blick des Gefoppten, der bald unbewußt sein Schiedemesser lodert, während er die Zreppie hinabschießt.

Unter in der dumpfen Luft schläft sich's schlecht und ein böser böhscher Traum anglist ihn, bis das Commando: „Alle Mann auf, klar zum Manöver!" ihn emporsprecht. Raum vermag er auf den Füßen zu stehen, so schlief liegt das Schiff, draußen heult der Sturm, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann. Und wie blickt es ringsum! Schier das ganze Firmament steht in Flammen.

Das Schiff wird unter Sturmsegel gebracht, damit es in der unregelmäßigen, von allen Seiten her sich aufstürmenden See mehr Halt hat. Es liegt in der That ruhiger, nachdem es geschwenkt, wenn es auch unter dem Druck von Wind und Wasser ädzt und erittert unter den Stößen der Maschine. Die Heizer da unten thun wahrlich ihre Schuldigkeit; vermußlich gießen sie, um mit ihrer Maschine das Feuer zu leisten zu können, Del in die Feuer, denn Kalketen gleich fliegen die Funken aus dem Schlot.

Da steht plötzlich die Schraube still, der Ingenieur kommt an Deck geeilt und meldet: „Die Lager find warm geworden; wenn wir noch fünf Minuten weiter dampfen, läuft sich die Maschine in Brand!" Den Commandanten bringt die Meldung zwar nicht außer Fassung, aber ihrver genug trifft sie ihn dennoch. Daß dies gerade jetzt geschehen mußte, da der Tajium erst mit voller Gewalt einzuwehen droht. Dort kommt er ja heran, so gar die Wogenberge niederwehend, als ginge eine Walze über sie hin. Er droht, das Schiff im ersten Anprall aus dem Wasser heben zu wollen. Die Boote reißt er flüchtweise unter den starken Zurrings heraus und schleudert sie über Bord. Die Luft ist mit Salzwasserstaub derart erfüllt, daß es unmöglich ist, auch nur drei Schritte zu legen. Noch unmöglicher ist's, ein Commando zu hören, so braust und zischt und prasselt es. Im Bortop klappern und peitschen Segelstegen. Die Fod hat sich losgerissen, und bringt sie das Schiff zum Abfallen, dann nimmt es leicht einen Vredner über und —

Das Unglück ist kaum ausgesprochen, da bricht schon eine ungeheure Wassermaße über Deck und segt Alles weg, was nicht nie- und nagelfest ist. Von der Verwehungen ist keine Spur mehr zu sehen, so tief liegt sie unter Wasser; das Schiff wieder aufzurichten, giebt es nur ein einziges Mittel: die Masten lappen!

Offiziere und Mannschaften schreien sich den Befehl dazu in die Ohren, und unter zeigt es sich, aus welchem Holze unsere Seeleute geknüpft sind. Mit der linken Hand sich festhaltend, in der rechten Faust das Knappbeil, drängen sie sich förmlich heran zu der suchbar gefahrvollen Arbeit. Juerst gilt's das liegende Zaumwerk in See zu lappen, sonst können die über Bord gestürzten Masten nicht loskommen und stoßen das Schiff led. Wer vermag aber unter Wasser das Weil zu schwingen?

Jan de Vries steht im Grokrop bis an die Hüften im Wasser, als das Schiff plötzlich noch weiter überlegt. Bis unter die Arme reicht ihm schon die Fluth, da kreischt eine Stimme: „Wir sinken!" Was weiter geschieht, kommt ihm nur vorübergehend zum Bewußt-

sein, denn nun folgt ein Schreden dem andern. Er sucht instinktmäßig von dem sinkenden Schiffkörper frei zu kommen und umklammert eine Spiere, die ihn über Wasser hält, bis mit Tagesgrauen der Sturm etwas nachläßt. Das Schiff ist verschunden, aber leemwärts, wo die See so furchbar brandet — ist dort nicht Land? Zweifellos, doch wer in diese Brandung hineingerath!

Plötzlich juckt er zusammen und seine erschauenden Sinne sind auf seinen mit der Bluth ringenden Landsmann Dirl Fodes gerichtet, der mit Aufbietung der letzten Kraft die Spiere zu erreichen sucht. Diese vermag aber nur einen Mann zu tragen, und Jan ist schon gestern Abend verflucht gewesen, dem flackelstopp das Schiedemesser zwischen die Rippen zu stoßen. Aber der Blick des Ertrinkenden, der Blind!

Gegen Mittag finden nach Beute ausspärende Chinesen zwei tode Matrosen am Strande; der eine hält seinen Rammerden am Paar gepakt, daß die blonder Strähne bis auf's Blut in die Fingern einknien. So greift man zu, wenn man einen Ertrinkenden retten will, aber so fest hält nicht Jeder.

Die Festrede.

Von V. Kautschenecker.

In dem Markte Schmudebach herrschte eine unbeschreibliche Aufregung, denn das Kronprinzenpaar hatte es sich in den Kopf gesetzt, über Schmudebach nach einem alten Stammesloche zu reisen, um dort einige Tage mit ihren Ahnen zu verbringen. Das hohe Paar mußte natürlich festlich empfangen werden. Zu diesem Zwecke hatte sich schon längst ein Haupt- und verheiratete Subcomites getrautet; man hatte seit vierzehn Tagen die schwierigsten Eignungen gehalten, bis das Programm richtig ausgearbeitet war. Dann äble man Wort lang — denn die Sache sollte „Schwung" haben. Die sechs Festjungfrauen exercirten in der Front; die Feuerwerke machte Aufmarschübungen; die Veteranen bereiteten Antworten auf die vorausgeschickt an sie gestellt werden Fragen vor; die Honorationen kamen täglich beim Frühstück zusammen, um sich im Hochrufen zu üben. Am schwierigsten gestaltete sich die Sache für den Bürgermeister Saltnopf, der die festliche Ansprache übernehmen sollte. Der Amtsrichter hatte einen schneidigen Text hierfür verfaßt, und mit mehreren Tagen hatten die kräftigen Worte durch den grünen Wald, in dem der Feldvorstand keine Rolle spielte. Aber die Sache war nicht leicht; wenn der brave Mann die Rede ein dugendmal abgeleiert hätte, überfiele ihn gewöhnlich eine Sprachverwirrung. Aber auch für diese wußte der junge Amtsrichter einen Ausweg. Er bestimmte für den Bürgermeister als selbstthätigen Souffleuranten — den Gylinderhut. Die kleine Rede wurde mit großen Buchstaben auf einen Zettel geschrieben, der in der fraglichen Kopfbedeckung verwahrt bleiben sollte. Dieser Plan bewährte sich Obergaupt der Gemeinde.

Es war 9 Uhr. Der Herr Bürgermeister stand vor dem Spiegel und ordnete die Falten an seiner Cravatte. Hinter ihm lag auf dem Tischchen sein Hut — ein etwas abgegriffener Gylinder. Während er mit seiner Person beschäftigt war, schlich Frau Bürgermeisterin herein; hüß — nahm sie den Gylinder an sich und stellte dafür einen funkelnelneuen Hut an dessen Platz. Sie hatte nämlich schon vor einigen Tagen ihren Ehemann veranlassen wollen, einen neuen Hut anzuschaffen; er hatte sich aber aus Sparankelnsrückichten stets dagegen gestraut. Eine fluge Frau wußt sich jedoch zu helfen; sie legte ihren Willen durch! Es war die höchste Zeit zu dieser Metamorphose, denn jetzt stürzte der Herr Bürgermeister herein, um den Bürgermeister abzugeben. Dieser schloß rasch den Hut auf's Haupt und eilte mit den andern Bürgern auf den Bahnhof hinaus. Dort war er voll und ganz in Anspruch genommen, denn die Festversammlung mußte ordnungsgemäß aufgestellt werden. Es kostete große Mühe, die Mütter der sechs Ehrenjungfrauen in den Hinterrund zu drängen; das Ruffort mußte bald oben bald unten Stellung nehmen. Dem Bürgermeister rann der Schweiß von der Stirne. Plötzlich hieß es: „Der Zug kommt!" Ein jäher Schred durchzuckte den Herrn Bürgermeister. „Durchlaucht, geben Sie auf die Leute Acht!" sagte er zum Polizeifeldat, dann stellte er sich vor die Front der Versammlung. Der Zug drastte herein. Alle Häupter entblöpten sich, als das hochfürstliche Paar den Salomangen entstieg; die Damen trixten, die Herren trümmten sich. Nun trat der Bürgermeister vor und begann: „Durchlauchtigste Herrschaften! ..."

Paule. Rasch nahm er den Hut vor das Gesicht — was war das? Kein eingepackter Zettel war darin, nur schwarzes Seidenfutter mit Firmenaufdruck. Dem Guten schwindelte. „Durchlauchtigste Herrschaften!" begann er wieder. Wir preisen den Tag, an dem — die Einwohner dieses Marktes durch die Ankunft — Euer Hochwohlgebornen — aus Freude — Alles verseht haben — wir freuen uns sehr — unendlich — über alle Mäßen — Wir gleichfalls, Herr Bürgermeister," unterbrach ihn der Thronfolger lächelnd. „Ich danke Ihnen zugleich Namens meiner Gemahlin und bitte, diesen Dank der ganzen Bevölkerung zu übermitteln!" Dann drückte er dem Bürgermeister die Hand und wandte sich zu den Ehrenjungfrauen. Der Amtsrichter hatte die Geistesgegenwart, das vergebliche „Hoch" zu intoniren; das Volt schrie, die Musik schmetterte einen Tusch und dann sang die Schullinder „Heil Dir u. s. w." Die hohen Gäste fliegen in die bereitstehenden Wagen und fuhren zum Gasthof, um dort ein Frühstück einzunehmen. Der Bürgermeister wartete niedergeschmettert nach Hause. Dort hielt er fürchterliche Mufferung. Als er den Sachverhalt erfuhr, wollte er zuerst als Standsbeamter die Scheidung von seiner Gattin sofort vornehmen. Da aber dies nicht anging, ließ er seine Wuth an dem unseligen Hut aus. Er warf ihn zu Boden und sprang mit beiden Füßen darauf herum. In dieser Beschäftigung wurde er durch den Eintritt eines — Hofkaleinen unterbrochen. „Durchlaucht lassen den Herrn Bürgermeister zur „dejeuner diratoire" bitten! Aber sofort!"

„Herrschafft — mein Gylinder!" murmelte er und hob den gemarterten Filz schnell vom Boden auf, streichelte ihn zärtlich und eilte dem Boten nach. Unterwegs schloß sich ihm der gleichfalls eingeladene Oberamtstrichter an. „Aber Bürgermeister!" sprach dieser zu ihm, „das ist doch ein Standal, mit einem solchen Hut zu Hof zu gehen!"

Der Hut ist nagelneu," seufzte der Bürgermeister — „und das war mein Unglück!" Der würdige Beamte sah ihn erkaunt an und sagte dann theilnahmsvoll: „Nimm Dir's nicht so zu Herzen! Deine Ansprache wäre sehr hübsch gewesen, wenn Dich der Thronfolger nicht so schnell unterbrochen hätte! Aber daß man Dir im Nachhausegehen den Gylinder antrieben hat, war unanständig vor den Leuten!" — Das Dejeuner verlief großartig!

Wenige Tage später traf ein Orden für den Bürgermeister ein. Freudenthrabend zeigte er seiner Gattin das blinrende Kleinod. „Siehst Du," sagte diese mit bedeutungsvoller Betonung, „es ist gegangen, wie ich hoffte: — aber einem Menschen mit einem solchen Gylinder nicht geschieht!"

Auf dem Gute.

Eben begann der Zug sich in Bewegung zu setzen, als eine junge Dame gerade noch zur rechten Zeit, die Coupesitzire auftritt und sich hastig auf die Polster des Wagens fallen ließ. Wahrhaftig — es wäre kein Vergnügen gewesen, zwei Stunden auf den nächsten Zug zu warten. Sie lehnte sich behaglich zurück und entfaltet eine Zeitung, in deren Letztire sie bald vertieft war. Was da alles in der Welt vorging! Entsetzlich! Krieg, Pest, Glend aller Art und da schon wieder ein Raubmord auf der Eisenbahn. In einem Coupe zweiter Klasse hatte man eine Dame befiächlich ermordet aufgefunden. Der Mörder hatte ihr die Brillantbouttons aus den Ohren gerissen und ähnliche schreckliche Details mehr. Von dem Thäter fehlte selbstverständlich jede Spur.

Gertrude Schröder war gerade kein allzu furchtames Mädchen, aber immerhin warf sie jetzt einen schänen Blick um sich. Aufser ihr war kloß ein Herr im Wagen, ein unterlegter, breitschultriger Mann mit hüßigen Augenbrauen, unter denen sie zwei leuchtende Augen fortwährend forschend und erwartungsvoll anblinckten. Anfanglich ließ es sie ziemlich gleichgültig, als aber der Mann nicht aufhörte, sie anzustarren, legte sie ihr allmählich die Furcht, gleich einer kalten Schlange, auf's Herz. Was er nur haben konnte? Er blickte auch zeitweise unsäßig hin und her, wobei sein Gesicht immer grimmigeren Ausdruck annahm.

Plötzlich sprang er auf und blickte um sich, scheu und ängstlich, nach allen Richtungen, hinauf und auf den Boden, als fürchte er, beobachtet zu werden. Ein jäher Schred durchzuckte Gertrude! Wenn das ein Räuber war — wieviel ein Mörder? Sicherlich hatte er es auf sie abgesehen. Sie wollte rufen, um Hilfe schreien, aber ihre Kehle war

wie zusammengeschnürt, keinen Laut konnte sie hervorbringen. Mit einem Male trat er ganz nahe an sie heran, wobei er seine Hand in die Tasche seines Ueberrockes verfenkte. Was suchte er dort? Einen Revolver? Einen Dolch? Einen Schlagring?

Sie sprang auf und karrte ihn entsetzt an. „Was wollen Sie von mir?" „Er lächelte grimmig, dann sagte er: „Ich habe Sie doch nicht erschreckt? Das wollte ich Se denn doch werlich und wahrhaftig nicht. Aber sehen Sie, mein gutes Fräulein, ich muß Sie nemlich gleich ausheizen und Se sige ich, seit Se eingetragte sind, auf meinen Hut!"

Gertrude sammelte tausend Entschuldigungen. Der Hut war zum Glück ein weicher.

Verstand „schwäbisch".

Wenn Engländer schwäbisch verstehen, so ist dies, namentlich auf Keilen in Italien, eine sehr schöne Sache. Daß es solche Söhne Albions gibt, das hat — wie ein römischer Korrespondent schreibt — ein in Mailand ansässiger biederer Schwabe, Großkaufmann und nebenbei Reserve-Offizier der Artillerie, zu seiner hellen Freude erfahren. Herr W. machte mit seiner Gattin jüngst eine kleine Reise und dachte an nichts Böses, als unglücklich ein baumlanger Engländerman in's Coupe hereinsummelte und es sich nach seiner Art bequem machte, das heißt, seine langen Bajonetthölzer über die gegenüberliegenden Sitze und der Dame beinahe unter die Nase schob. Pöflich, wie der Schwabe nun einmal ist, verfuhrte es unter Landsmann mit Engländer — allein Pseudo-Jameson that, als ginge ihm die ganze Sache nichts an. Daraus Französisch — dann Italienisch; derselbe Erfolg. Nun aber ging es unserem Schwaben wie dem Ritter im Umland'schen Viade: „Da wallt dem Schwaben auch kein Blut", — und er stülpt sich ohne weiterröth Rod und Hemdärmel auf, unter denen ein Paar eiserne Arme sichtbar werden, wie ein richtiger Kanonier sie braucht, und fragt den Engländer numbeim in echt schwäbischer Mundart, aber diesmal nicht mehr verbindlich klingend: „Ob Sie Ihre Füße wegdeant?" („Ob Sie Ihre Füße wegthun wollen?") Ich kann Ihnen versichern, daß Ritter Engländerman dem schwäbischen Kommando mit derselben Frigilität parierte wie ein geschäftiger Schulkunge, und daß er schließlich so bald die schwäbische Letztion vergesen wird — auch wenn er den Wortlaut vielleicht nicht vollständig erfaßt hat.

Der Polterabend.

Die Sitte des Polterabends in Berlin war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts etwas aus der Gewohnheit gekommen und es wurde deshalb auch von oben mit theilnehmender Aufmerksamkeit gesehen, als Professor Wabzel vom obigen Kadetten-corps 1797 aus Anlaß seiner Hochzeit einen wirklichen Polterabend anordnete. Die Feierlichkeit dieses Abends wurde in den Zeitungen ausführlich beschrieben mit der Deteilung des Brauchs davon, daß in Holland der Braut in Wirklichkeit noch ein Ball überreicht wurde, dessen Werfen das Zeichen zum Anfang des Tanzens und Springens gab. Bei Professor Wabzel trat einer der Gäste als Schutze verkleidet auf, öffnete mit einem: „Nichts für ungut!" die Thüre und brachte Frau und drei Töchter mit; die eine derselben führte ein Lamm an seinem Band, die Andere trug ein Körbchen mit Rauben, die Dritte ein gleiches mit Eiern. Der Schutze gab nun an, daß ihn die Beleuchtung der Fenster heraufgeloht, daß er eine Hochzeitfeier bermuthet u. s. w., außerdem waren mehrere Gäste als Landmädchen oder Jäger verkleidet. Seit jener Zeit ist die Sitte jedenfalls allgemeiner geworden, denn heute giebt es wohl keine größere Hochzeit, welcher nicht ein Polterabend mit dazugehörigen Scherzen vorangeht. Damals, wie gesagt, wurde es Wabzel zur Ehre angerechnet, daß er als Professor der deutschen Literatur für Erhaltung eines deutschen Brauchs Sorge trage.

Sicht und Zippertein.

Von dem verstorbenen, sehr bekannten und geschätzten Geheimrath Professor v. N. in Witten wird Folgendes „wahrheitsgetreu" berichtet. Ein Brauerreibiger, der an Sicht leidet, kommt zu Professor v. N., der ihm von früher noch bekannt ist, zur Konsultation. Dabei entwickelt sich folgendes Gespräch:

Professor v. N.: „Na, lieber G., wo Sie's denn?" G.: „Herr Geheimrath, ich hab's in den Beinen!" Professor v. N.: „So, so, in den Beinen haben Sie's! Na, schaum's, wenn Sie's oben im Knie haben, nacha is's die Sicht, wenn Sie's aber unten in den Beinen haben, nacha is's Zippertein." G.: „Herr Geheimrath, ich hab's in den Knien."

Professor v. N.: „So, dann zeigen's mal her... Wichtig, das ist die Sicht." G.: „Nun, was läßt denn dazugehen, Herr Geheimrath?" Professor v. N.: „Na, schaum's lieber G., da denken's jetzt mal drüber nach, und wenn Sie a richtiges Mittel wissen, nacha sag'n S' mir's — dann ist ma alle zwaa in einem Jahr Millionär."